

Nr. 157 Bydgoszcz, 13. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

18.

Noch am selben Abend geben die amerikanischen Zeitungen in riesigen Schlagzeilen die sensationelle Wendung des Prozesses bekannt — die meisten in einer Form, d. eine Stellungnahme noch nicht klar erkennen läßt.

Doch das Unwetter ballt sich bereits zusammen: Den ganzen Abend und die ganze Nacht über werden die Redaktionen der großen und kleinen Blätter mit Telegrammen, Telephonanrufen und Besuchen — mit Ermahnungen und Drohungen bestürmt. Eine Flut von Empörung, Wut und Haß ist plötzlich gegen Peter Roland losgebrochen. Alle durch seine Worte Verärgerten, Beleidigten und Bedrohten sind wie auf ein geheimes Signal zum Sturmangriff vorgegangen: große Konzerne und Filmfirmen, berühmte Stars und kleine Schauspieler, Regisseure und Operateure, Fachverbände und Beamte, Organisationen und Vereine, Tausende von Kinobesuchern, vom Millionär bis zum Nähmädchen . . .

Der Erfolg dieser Attacke zeigt sich bereits am folgenden Morgen. Schon die Überschriften der Artikel geben ein Bild von der verhängnisvollen Wendung:

— Vandegrift k. o.! — Ein Ausländer erfrecht sich, den amerikanischen Film zu beschimpfen. — Adams entreißt Peter das entscheidende Geständnis! — Binnies Mörder wirft unseren Behörden Bestechlichkeit vor! — Peter Roland zieht unsere Lieblinge in den Schmutz! — Verteidiger und Angeklagter führen vor Gericht ein Schauerdrama auf! —

*

In der Krankenabteilung des Gefängnisses liegt Peter Roland in hohem Fieber. Der Gefängnisarzt, der ihn schon zweimal wegen Malaria behandelte, hat einen besonders heftigen Anfall der Krankheit konstatiert und ihn für diesen Tag „nicht vernehmungsfähig“ erklärt.

Gegen Mittag ist das Fieber so weit gesunken, daß Peter zu einer Unterredung mit Vandegrift fähig ist Der Anwalt liest ihm nun Jessies Berichte vor. Peter unterbricht ihn nicht, erklärt aber schließlich:

„Ich weigere mich, an Binnies Tod zu glauben. Wenn ich daran glaubte, würde ich meinem Leben sofort ein Ende machen.“

Vandegrift verzichtet darauf, dem Kranken Vorwürfe wegen seines Geständnisses zu machen. Dennoch nimmt die Unterredung einmal eine heftige Wendung: Vandegrift bestreitet entschieden, daß durch eine Unvorsichtigkeit von ihm selbst oder von einem seiner Angestellten oder von Salvini das Geheimnis von Binnies Existenz und von ihrem Aufenthaltsort herausgekommen sein könne. Ebenso heftig wehrt sich Peter gegen den Verdacht, daß er selbst es Jonny oder sonst jemandem gegenüber ausgeplaudert habe. So bleibt die Frage, wer der Verbrecher gewesen ist, vorläufig unaufgeklärt. Doch darüber, daß nur Sylvia dahinterstecken kann, gibt es für Roland und für Vandegrift keinen Zweifel.

*

Während des ganzen Tages ist die wüste Zeitungshetze gegen Peter Roland und seinen Verteidiger weitergegangen. Nur wenige mutige Redaktionen nehmen Peters Partei. —

Vandegrift hat die Hoffnung auf einen Endsieg trotz allem nicht aufgegeben. Den ganzen verhandlungsfreien Tag über arbeitet er ohne Unterbrechung.

Er konferiert mit ihm bekannten Journalisten und ringt ihnen das Versprechen ab, für Roland einzutreten. Als Gegenleistung versieht er sie mit sensationellen Nachrichten über die Reise seiner Tochter nach dem Rancho in Paraguay. Natürlich spricht er nur von einem gedungenen Mörder und unterdrückt die Existenz „Tonys“, des „Verlobten“ seiner Tochter.

Keinerlei Kosten scheuend, beauftragt er einen bekannten Sportflieger, mit zwei Privatdetektiven nach Concepcion zu fliegen, um Nachweise über die Existenz von „Carlos de Ryder“ zu beschaffen und die Nachforschungen nach Binnies Verbleib fortzusetzen.

Er läßt die Zeugin Margret Hellemanns, das frühere Zimmermädchen aus dem Regina-Hotel, zu sich kommen. Ihr ängstliches Benehmen und ihr Ohnmachtsanfall bei dem recht harmlosen Verhör durch den Staatsanwalt waren ihm gleich auffallend erschienen; er vermutet ein wichtiges Geheimnis hinter dieser Nervosität des Mädchens. Doch allem Zureden zum Trotz kann Vandegrift nichts Neues aus der Hellemanns herausbekommen. Wieder zittert sie wie Espenlaub, behauptet aber, nichts weiter zu wissen, als daß Peter Roland damals als Gast im Hotel gewohnt und daß sie ihn bedient habe.

Ein weiteres wichtiges Geheimnis vermutet Vandegrift hinter dem kurzen Brief ohne Datum und mit der Unterschrift J. J. St., der sich auch in dem Briefpäckchen aus Sylvias Wohnung befunden hat. Er gibt also seinem Clerk Mr. Page den Auftrag, die Namen aller Ärzte festzustellen, die im Jahre 1928 in Newyork mit Drüsenforschung und Drüsenbehandlung beschäftigt waren — sich Proben ihrer Handschriften zu verschaffen und diese mit der Photographie des Briefes zu vergleichen — eine Aufgabe, die ungeheuer schwierig und zeitraubend ist, deren Lösung aber nichtsdestoweniger versucht werden muß.

*

Am folgenden Morgen, am 23. September, wird die Verhandlung unter allgemeiner Spannung wieder eröffnet. Roland ist fieberfrei. Er sitzt bleich und regungslos an seinem gewohnten Platz.

Vandegrift meldet sich zu einer Erklärung und zu einem Antrag.

„Ich bedauere außerordentlich“, beginnt er, „die Behauptung der Anklage, daß es Peter Roland gewesen sei, der Binnie Casilla entführt habe, bisher bestritten zu haben. Ich habe jedoch in gutem Glauben gehandelt, denn auch mir hatte Roland das bisher verschwiegen. Er hatte mir vielmehr eine andere Erklärung dafür gegeben, wie das Kind schließlich doch in seine Hände gelangt war; aber diese Erklärung tut hier nichts zur Sache, weil sie durch Rolands Geständnis von vorgestern überholt ist.“

— Das Gelächter des Auditoriums beweist, daß niemand dem Anwalt diese Behauptung glaubt. Aber das hat Vandegrift auch gar nicht erwartet. Nur pro forma will er den Schein wahren. —

Vandegrift fährt fort: „Der Prozeß nimmt aber nunmehr für den Angeklagten eine ganz neue Wendung — und zwar eine außerordentlich günstige.“ — Wieder schallt höhnisches Lachen, das ungerügt bleibt. — „Durch dieses Geständnis, Binnie entführt zu haben, sind die edlen Motive des Angeklagten, die seine Tat als eine reine Rettungsaktion erscheinen lassen, nur noch deutlicher geworden — und durch die Enthüllung des Geheimnisses, daß Binnie Casilla noch lebt oder bis vor kurzem noch gelebt hat, bricht die Anklage des Mordes überhaupt in sich zusammen, sobald der Beweis für diese Behauptung geliefert ist. Einen Teil des Beweismaterials findet das Gericht in diesem Aktenstück hier niedergelegt.“ — Er geht auf den Richter zu und überreicht ihm ein Schriftstück, das er während der Nacht diktiert hat. — „Das Gericht findet darin eine den Angaben des Angeklagten genau entsprechende Darstellung der Entführung Binnies — der Flucht nach Paraguay und des jahrelangen Aufenthalts dort — weiterhin die Darstellung einer Reise meiner Tochter nach dem Rancho, auf dem sie Binnie, als Junge verkleidet, tatsächlich angetroffen hat — eine Darstellung des gemeinsamen Aufbruches der beiden Mädchen vom Rancho, mit der Absicht, Binnie für alle Fälle hierherzubringen — und endlich eine Darstellung des Überfalles durch einen unbekannten Verbrecher auf die beiden Mädchen und des spurlosen Verschwindens sowohl Binnies, als auch dieses Verbrechers. — Es ist klar, daß ich für die Beibringung der lückenlosen Beweise für meine Behauptung, daß Binnie noch lebt oder zum mindesten bis zum 12. August dieses Jahres noch gelebt hat, mehrere Wochen benötige. Aber ich bin der Meinung, daß die in diesem Aktenstück niedergelegten Angaben meine Behauptung immerhin bis zu dem Grad glaubhaft zu machen geeignet sind, daß das Gericht nicht umhin können wird, meinem Antrag stattzugeben: — diesen Prozeß abzubrechen und ihn erst dann wieder aufzunehmen, nachdem mir genügend Zeit gewährt worden ist, die angebotenen Beweise zu erbringen.“

Abermals wird gekichert. Richter Corbett tut, als höre er es nicht. Er durchblättert das ihm von Vandegrift überreichte Aktenstück — sieht, daß es etwa dreißig Seiten sind, und erklärt darauf:

„Das Gericht wird sofort in eine genaue Prüfung Ihres Antrages eintreten. Die Entscheidung wird heute nachmittag um . . . um vier Uhr verkündet werden. — Ich vertage die Sitzung bis dahin.“

*

Nach Wiedereröffnung der Sitzung verliest der Gerichtssekretär mit eintöniger Stimme die Entscheidung. Die letzten Worte lauten:

„. . . insbesondere aber die Behauptungen der Verteidigung, daß auf einem Rancho in Paraguay unter dem Namen Carlos de Ryder ein als Mann verkleidetes junges Mädchen gelebt habe — daß diese Person mit Binnie Casilla identisch gewesen sei — und daß diese Person dann von einem Unbekannten am 9. August dieses Jahres entführt und wahrscheinlich getötet worden sei, in dem Antrag der Verteidigung nicht bis zu dem Grad glaubhaft gemacht werden konnten, daß ein Abbruch des Prozesses gerechtfertigt erscheinen würde. — Das Gericht lehnt demnach den Antrag der Verteidigung ab und fährt mit der Verhandlung fort.“

Unmittelbar nachdem das letzte Wort dieser Entscheidung verklungen ist, sagt Richter Corbett kühl und boshaft:

„Mister Vandegrift, wollen Sie gefälligst mit der Vernehmung Ihrer Zeugen fortfahren.“

„Ich habe keine Zeugen mehr zu vernehmen“, erwidert Vandegrift, nur mit Mühe seine Ruhe bewahrend.

Der Richter wendet sich jetzt dem Staatsanwalt zu: „Ergibt sich, infolge des Geständnisses des Angeklagten, für die Anklage die Notwendigkeit zur Präsentierung neuer Zeugen oder zu weiteren Kreuzverhören?“

„Nein, Euer Gnaden.“

„Dann erkläre ich die Beweisaufnahme hiermit für geschlossen. Zugleich vertage ich die Verhandlung auf morgen früh zehn Uhr, um dann sofort der Verteidigung das Wort für ihr Plädoyer zu erteilen.“

*

Die acht Männer und vier Frauen, die die Jury bilden, sind nun schon seit acht Tagen von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten, denn sie sollen vor jeder Beeinflussung ihrer Meinung geschützt werden. Sie sind alle in einem Hotel untergebracht und nehmen in einem separierten Zimmer gemeinsam ihre Mahlzeiten ein. Niemand hat Zutritt zu ihnen, auch nicht die Mitglieder ihrer Familien. Sie werden fast wie Gefangene behandelt, von Polizeibeamten bewacht und unter polizeilicher Bedeckung vom Hotel zum Gerichtsgebäude und zurück geführt. Sie dürfen nicht ausgehen, keine Briefe schreiben und empfangen, keine Telephongespräche führen.

Nur wenige von ihnen haben die Wahl zum Geschworenen in diesem Prozeß gern angenommen — der eine aus Wichtigtuerei, der andere aus loyaler Gesinnung, der dritte aus Freude an der Sensation . . . Die meisten aber erfüllen nur mit Widerwillen diese staatsbürgerliche Pflicht, denn es ist kein Spaß, für so viele Tage seinen Geschäften, seiner Familie, seiner Behaglichkeit und seinen Vergnügungen entzogen zu sein. Auch lastet die Verantwortung schwer auf ihnen — die Angst vor dem eigenen Gewissen und die Angst vor ihren Mitmenschen. Und je länger sich dieser Prozeß hinzieht und je leidenschaftlicher die Parteinahme des Publikums wird, desto stärker regen sich in der Brust dieser braven Bürger Angst und Mißbehagen.

Mit einem von ihnen, dem Obmann der Geschworenen, steht es in dieser Beziehung besonders schlimm. Es ist Mr. Richard Lunnings, Inhaber einer Auto-Reparaturwerkstatt, dreiundfünfzig Jahre alt, Vater von neun Kindern und ein wenig magenleidend. Er ist von Anfang an von Peters Unschuld überzeugt gewesen und ist es noch. In dieser Hinsicht stimmt er mit der Geschworenen Miß Webster, einer wohlbeleibten und temperamentvollen Lehrerin, völlig überein. Und gerade diese beiden von Rolands Unschuld überzeugten Jury-Mitglieder erhalten an diesem Abend von ihren Verwandten, unter listiger Umgehung der Klausur, briefliche Mitteilungen. Mr. Lunnings findet den Brief in einem Diätbrot, das eines seiner Kinder für ihn abgegeben, Miß Webster einen Zettel in einer Schachtel Pralinés, die ihre Mutter für sie geschickt hat.

Mrs. Lunnings' Brief, dessen gedankliche und stilistische Entgleisungen wir der tiefen Erregung der Familienmutter zugute halten wollen, lautet so:

Lieber Richard! Hoffentlich wird der Brief nicht geschnappt. Ich habe so eine furchtbare Angst, daß ich nicht anders kann. Du hast ja immer gesagt, Du hältst den Kerl für unschuldig, schon wie Du noch gar nicht als Geschworener in das Verbrechen verwickelt warst, und ich weiß nicht, wie Du auf diese hirnverbrannte Idee gekommen bist, daß er es nicht war. Nun wo das Pech es so gefügt hat und Du bist sogar Obmann geworden von allen Geschworenen, hoffe ich zu Gott, daß Du nun anders denkst und siehst nun endlich, daß dieses Scheusal und Lügner und sein der Hölle entstiegener sogenannter Verteidiger nur die edlen Schafskleider angelegt haben und darin einherwandeln, um euch alle an der Nase herumzuführen. Bei mir ist seit gestern abend immer wieder angerufen worden, daß, wenn der Unhold nicht zum Tode verurteilt wird und elektrisch beseitigt, wofür

Du als Obmann hauptsächlich verantwortlich wärst, dann sollen wir was erleben! Dann soll es unseren Kindern und Dir und mir an den Kragen gehen und unser Haus uns über dem Kopf angezündet werden, denn der Hehler wäre so gut wie der Stehler, und wenn er freikommt, dann wärst Du daran schuld, wenn fürderhin keine Mutter in den Vereinigten Staaten nicht mehr eine Sekunde Ruhe hätte, daß dieser bestialische Verbrecher auch ihre Kinder sich holen und ermorden wird wie die kleine Binnie. Das Schicksal Deiner Kinder und Dein eigenes und meines liegt in Deiner Hand! Du mußt wissen, ob Du durch ein „Nicht schuldig" der Jury uns allen das Todesurteil sprechen willst oder nicht! In der Hoffnung, daß der liebe Gott Deinen Geist erleuchten wird, grüßen Dich, vielleicht zum letztenmal im Leben,

Deine Frau und Deine Kinder.

Miß Websters Mutter hatte sich etwas kürzer gefaßt. Der Inhalt des von einem zerquetschten Praliné verunschönten Zettels lautete:

Falls Du mit dazu beitragen solltest, daß dieser Abgesandte des leibhaftigen Bösen mit seiner Existenz noch weiterhin die Welt verpesten darf, so sind wir geschiedene Leute. Tante Peggy und Baps sind derselben Meinung und alle Bekannten und Freunde außer dem alten Bratt, der ein notorischer Trunkenbold und Idiot ist. Deine alte Mutter.

P. S. Es heißt zwar in der Bibel: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" — aber Pfarrer Hopper sagt: Erstens richten die Geschworenen gar nicht, sondern sagen nur, ob schuldig oder nicht schuldig, und dann richtet der Richter und dann der Scharfrichter. Außerdem sein gemeint: „Richtet nicht falsch!" — und „falsch richten" hieße in diesem Fall, auf „Nicht schuldig" erkennen. Und wenn Du dazu helfen würdest, würdest Du gerichtet werden — von Gott und von Deinen Mitmenschen!

Der Effekt dieser Elaborate auf ihre Empfänger ist ganz verschieden.

Miß Webster verbrennt den Zettel mit einem verächtlichen Lächeln: Nun erst recht wird sie ihre ganze Energie für ein „Nicht schuldig" einsetzen!

Der arme Richard Lunnings aber verbringt eine fürchterliche Nacht. Die schrecklichsten Gewissensnöte lassen ihn kein Auge zutun. Immer wieder läßt er die vielen Zeugenaussagen an seinem Geist vorüberziehen, wägt das Für und Wider ab, schenkt den Meinungen seiner Mitgeschworenen mehr Beachtung als bisher . . .

Als diese Nacht endlich überstanden ist, fühlt er seinen Körper wie gerädert, sein Gehirn wie leergebrannt. Aber dennoch empfindet er jetzt endlich die ersehnte Gewißheit, — die absolute Überzeugung, daß Peter Roland die kleine Binnie Casilla doch ermordet hat! Wie konnte er nur bisher so verblendet sein, den Angeklagten für unschuldig zu halten! — Dabei ist der Gute fest überzeugt, daß diese neue Erkenntnis mit dem Brief seiner Frau und jenen Drohungen nicht das geringste zu tun habe. Denn in den Gewissenskämpfen dieser frürchterlichen Nacht hat ihm sein Leitstern den Weg gewiesen: der unverrückbare Wille, bei der Abstimmung in seinem tiefsten Innern, der Angst keinen Platz und keine Stimme zu gewähren!

(Fortsetzung folgt.)

Altes Abenteurerblut.

Der jüngste Nachkomme Robinson Crusoes erzählt . . .

Von Ernst Hillebrand.

Wer allzeit hinterm Ofen sitzt, Grillen fängt und Hölzlein spitzt und fremde Lande nie beschaut, der bleibt ein Narr in seiner Haut. Diese Lebensweisheit eines Hans Sachs hat nichts von ihrer allgemeinen Gültigkeit eingebüßt. Trotz Verminderung kontinentaler Entfernungen, trotz der Schnelligkeit unserer Verkehrs- und Nachrichtenmittel, trotz Rundfunk und Fernsehen. Und wer da glaubt, daß die Bequemlichkeit, exotische Filme in einem kleinen Vorstadtkino zu sehen, banalisierend wirkt oder die falsche Auslegung des sehr bekannten Dichterwortes „Warum in die Ferne schweifen! Sieh, das Gute liegt so nah . . ." etwa zur Reisemüdigkeit erzieht, verkennt die menschliche Natur. Immer wieder erleben wir es, daß in rührigen Menschen zu Zeiten hoher Lebenssicherheit gewaltige Elementarinstinkte hervorbrechen. Jenseits aller Daseinssicherung und Lebensbehäbigkeit beginnen diese Naturen, von einer unerklärbaren Fernensehnsucht getrieben, ein neues Sein auf fernem Eiland, mag es nun in ihrer Phantasie auf dem Monde oder wirklich im Fidschi-Archipel liegen.

Nicht nur im einzelnen, in ganzen Geschlechterreihen bestimmt der „nervus vagabudus", die „Unstäte", häufig Schicksal und Lebensablauf. „Er hat Wikingerblut in seinen Adern", sagen wir von einem Fernsüchtigen, den immer wieder fremde Meere und bunte Abenteuer hinauslocken. Und dabei schwingt die unklare Vorstellung von ewigen Fahrensleuten und Glücksrittern mit.

Angetreten nach dem Gesetz der Ahnen erscheint uns auch jener langaufgeschossene schottische Ingenieur, der heute in Indien Brücken baut. Er war kürzlich in seiner Heimat, weilte im Hause seiner Väter und bekannte sich stolz zu ihnen, als ein Nachfahre Robinson Crusoes. Mit seinem bürgerlichen Namen heißt er Andrew Selkirk. Bekanntlich lebte der schottische Seefahrer Alexander Selkirk jahrelang auf der weltentlegenen Insel Fernandez, bevor Defoe ihn zum Helden seines berühmten Abenteurerromans erhob. Im Jahre 1709 kehrte Selkirk nach Schottland zurück, und drei Jahre später erschien der erste Roman, der so viele Nachfolger finden sollte.

„Ich hörte von Robinson Crusoe bereits in der Wiege erzählen", erklärte der junge Sproß der Selkirks einigen Journalisten seiner Heimat nach seiner Rückkehr. „So mag man es mir nicht verübeln, wenn ich den Roman erst als Erwachsener las." Vielleicht hatte man ihm auch Bruchstücke aus Robinsons Leben geschildert, wie sie — angefangen vom seligen Campe bis zu neueren Jugendschriftstellern — für reifere Jugend zugeschnitten waren und somit — es sei dies nicht als Ketzerei vermerkt! — den Sinn eines echten Jungen mehr als langweilten. Natürlich hat man im Hause der Selkirks seit Generationen exakte Ahnenforschung getrieben. „Wir haben eine Stammtafel, wie richtige alte Adelsgeschlechter, und mein Vater kannte sie fast auswendig."

„Mein Ahn, der später so berühmt wurde", erzählt Selkirk, „wohnte in der schottischen Stadt Largo. Von dort aus ging er als Seemann auf große Fahrt und kam nach Jahren reich beladen mit abenteuerlichen Erlebnissen zurück. Er wurde Besitzer eines Hauses, das seitdem nicht aufgehört hat, eine wahre Touristenattraktion zu sein und das heute mir gehört. Unser größter Stolz ist eine Statue Robinson Crusoes, die sich in einer Zimmernische befindet."

Selkirk weiß: Das alte Abenteurerblut des Urahns rollte durch alle seine Väter. Sie alle trieb es aus dem kleinen Largo hinaus in die große weite Welt. Denn sie waren rege Geister, die sich nicht bescheiden wollten in wohlbürgerlicher Enge und Beschränkung. In der Tat hat jeder Mensch sein Schicksal, sein eigenes, das zu seinem Wesen gehört. Er erlebt es — im guten wie im bösen Sinne —, weil es zu ihm paßt. Und wer sich zu lange in engen, kleinen Verhältnissen herumdrückt, erleidet Schaden an Geist und Gemüt. Er wird zuletzt großer Dinge unfähig und hat Mühe, sich zu erheben.

Nicht ein einziger all der Selkirks fühlte sich lebenssatt. Sie hungerten nach Welterlebnissen kräftigster, sinnfälligster Art. Und so gingen sie fort, jung, unverbraucht, heimlich, aus dem Elternhaus und aßen das nicht immer leichte, oft bittere Brot der Fremde. Wurden sie alt und weise, führte sie ihr Lebensschifflein immer wieder heim ins Vaterhaus. Nur einer der Selkirks blieb auf der Strecke: der Großvater des jüngsten Nachfahren starb am Marterpfahl von Kannibalen in Afrika.

Der Ingenieur Andrew Selkirk lief traditionsgemäß als Zwölfjähriger von Hause fort und ließ sich als Schiffsjunge auf einem Überseesteamer anheuern. Aber dann trieb ihn reine Vernunft dazu, noch einmal umzukehren, in England sein Ingenieurs-Examen zu bestehen. Hernach ging er nach Indien, um dort im unwegsamsten Gelände Brücken zu bauen. Er, der Jüngste seines Stammes, Nachfahre des großen Robinson Crusoe!

Beethoven und Castelli.

Anekdote von **Hermann Vierdich.**

Johann Gabriel Seidl (1804 bis 1875) urteilte nach dem Tode von J. F. Castelli (1781 bis 1862) über diesen: „Castelli war unbedingt der populärste Dichter Österreichs." Besonders hervorgetreten ist er durch seine Kriegs- und Wehrmannslieder. 1809 war sein „Kriegslied für die österreichische Armee" in aller Munde. Erzherzog Karl ließ es in vielen tausend Exemplaren drucken und unter die Soldaten verteilen. Castelli wurde deshalb ebenso wie der, gleich ihm als Kriegsliederdichter bekannte, einst viel gespielte Dramatiker Collin, zu dessen „Coriolan" Beethoven die berühmte Ouvertüre schrieb, auf Geheiß Napoleons in die Acht erklärt. Die diesbezügliche Bekanntmachung im „Moniteur" wies die Anmerkung auf, „daß die beiden Schriftsteller, wo sie immer betroffen würden, den Militärgerichten zu unterziehen seien." Nur dadurch, daß die beiden Dichter daraufhin als „Transport-Kommissare" nach Ungarn geschickt wurden und sich somit dem Zugriff der Franzosen entzogen, entgingen sie dem Schicksal des Buchhändlers Palm.

Es ist erklärlich, daß Beethoven, der — bis sein Gehörleiden ihn daran hinderte — mit allen bedeutenderen Zeitgenossen in Wien gesellschaftlichen Verkehr hatte, auch mit Castelli bekannt war. Wir finden daher in den „Memoiren meines Lebens", die Castelli 1861 herausgab, mehrere persönliche Erinnerungen an den Tondichter. Eine der heitersten sei erzählt:

Castelli war eines Tages in die gleiche Gesellschaft geladen wie Beethoven. Zu den erlesensten Genüssen gehörte nun damals in Wien, Beethoven, den Zauberer am Klavier, auf seinem Instrument phantasieren zu hören. Doch es kostete immer einige Mühe, ihn dazu zu bewegen. Er warf eben die von ihm in den Tiefen seiner Seele gefundenen musikalischen Perlen nicht leichtfertig vor die bekannten Borstentiere. Er mußte erst davon überzeugt sein, daß man nicht nur aus Sensationsgier, sondern aus innerstem Drang und echter Begeisterung für seine Schöpfungen hören wollte. So war es auch an jenem Tage, von dem Castelli berichtet. Beethoven gab schließlich dem allgemeinen Drängen und Bitten nach: „In drei Teufels Namen, ich will's tun!" Um seinen Mund spielte ein vielsagendes Lächeln, und ein leicht spöttischer Blick traf Castelli, dem darob recht unbehaglich wurde. Beethoven fuhr fort: „Aber nur unter der Bedingung, daß Castelli, der keine Ahnung vom Pianofortespiel hat, mir ein Thema auf dem Klavier angibt!"

Alle Anwesenden blickten jetzt auf Castelli. Alle Gehirne dachten in diesem Augenblick nur die eine Frage: Was wird Castelli tun?

Der mit einer so schwierigen, ja unausführbar scheinenden Aufgabe Betraute trat mutig ans Klavier und fuhr, ohne sich lange zu besinnen, mit dem Zeigefinger vier Tasten nacheinander hinauf und herunter.

Beethoven lachte nun aus vollem Halse, wie einfach und geschickt Castelli, den er auf das Korn genommen hatte, sich aus der Verlegenheit half. „Na, schon gut!" sagte er, setzte sich an das Klavier und phantasierte, wie Castelli berichtet, „immer unter Einmischung dieser vier Noten eine Glockenstunde lang, daß alle Zuhörer in Entzücken gerieten . . ."



Bunte Chronik



Horn und Milch.

Verschiedene landwirtschaftliche Institute im Ausland machen gegenwärtig Versuche, Kühe ohne Hörner heranzuzüchten. Man glaubt feststellen zu können, daß Kühe, denen man ganz früh die Hörner wegoperiert hat, nicht nur weniger anfällig sind als die normal gehörnten Kühe, sondern auch eine viel längere Lebensdauer besitzen und bessere Milch geben. Man weiß allerdings noch nicht genau, worauf diese Tatsachen zurückzuführen sind, man nimmt aber an, daß gewissermaßen eine Umschichtung im Zellengewebe und auch in der Hormonabgabe durch solche Operationen veranlaßt wird.

Blitze erzeugen Stickstoff.

Die größte Stickstofferzeugerin ist die Natur, denn bei jedem Gewitter werden dem Boden durch Blitze gewaltige Mengen gebundenen Stickstoffes zugeführt, der für die Ernährung der Pflanzen unentbehrlich ist. Während in der Stickstoffindustrie durch elektrische Entladung, und zwar durch künstliche Blitze bis zu 10 Meter Länge, der Stickstoff gebunden wird, arbeitet die Natur mit Blitzen von 1000 Meter Länge und mehr. Da sich nach statistischen Angaben und Beobachtnugen auf der ganzen Erde täglich etwa 44 000 Gewitter entladen, konnte man das Durchschnittsergebnis der Stickstofferzeugung durch Hitze errechnen. Die Jahresproduktion beträgt rund 100 Millionen Tonnen, die der Landwirtschaft als kostenloses Düngemittel zugute kommen.

Stadtzwilling und Dorfzwilling.

Zwillinge werden meistens am selben Tag und am selben Ort geboren. Eine Ausnahme davon stellen die beiden Zwillingsbabies dar, die in Frankreich in einer Entfernung von 20 Kilometer zur Welt kamen. Das erste Kind meldete schreiend seine Existenz in dem Heimatdorf seiner Mutter an. Die Ankunft des zweiten verzögerte sich um zwei Tage. Weil der Arzt eine Komplikation befürchtete, ließ er die Mutter in einem Krankenwagen zur nächsten Stadt bringen, wo sie, 48 Stunden nach der ersten Geburt, einem zweiten Jungen das Leben schenkte.





„Sie gestatten doch, daß ich hier stehen bleibe, während Sie telefonieren, gelt? Mein neuer Hut verträgt nämlich keinen Regen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.